



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Anders, Fritz: Der Parnassus in Neusiedel : (Fortsetzung)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

beruhende Ornamentik in der höher entwickelten Plastik ein besser vorbereitetes Feld als irgendwo anders in Italien vor. Leider aber ist sie nicht zur vollen Entwicklung gekommen, da die apulische Kunst nach Friedrichs Tode und dem bald darauf erfolgten Untergang seines Geschlechts rasch dem Verfall entgegen- ging. Möglich, daß sie noch unter König Manfred, Friedrichs blondem Lieb- lingssohn, dem Erben Apuliens, eine Art Nachblüte erfahren hat. Da aber alles, was dieser während seiner kurzen Regierungszeit, besonders in der von ihm gegründeten Stadt Manfredonia geschaffen hat, entweder der Zerstörung anheimgefallen ist oder tief verborgen in spätern Umbauten steckt, so können wir uns von seiner Tätigkeit kein Bild mehr machen. Das aber, was der finstre Räuber seines sonnigen Königreichs, Karl von Anjou, und dessen Nach- folger an Bauwerken in Apulien aufgeführt haben, ist im Vergleich zu den Denkmälern aus der Normannen- und der Hohenstaufenzeit von untergeordneter Bedeutung, da es meist slavischen Anschluß an provenzalische Vorbilder verrät. Mehr aber noch haben die Anjous der apulischen Kunst dadurch die Lebens- kraft unterbunden, daß sie alles, was von dem ihnen verhassten Geschlecht der Hohenstaufen herrührte, der Vergessenheit, ja der Vernichtung preiszugeben versuchten. So mußte es kommen, daß eine Kunst, die früher als irgendeine andre einen so verheißungsvollen Anfang im Sinne der spätern Frührenaissance nahm, wieder verkümmerte, während sich das übrige Italien auf demselben Gebiet zu immer glänzenderen Leistungen emporgeschwungen hat. Erst heute, nach sechs Jahrhunderten, hat man den Wert dieser fernern Kunstblüte, in der sich so treu das bunte Leben des Mittelalters mit seinen Völkerver- schiebungen und seiner Romantik, seinen Fahrten ins Heilige Land wider- spiegelt, in ihrem eigenartigen Werte erkannt.



Der Parnassus in Neustedel

Von Fritz Anders

(Fortsetzung)



an wird Meister Krebs entschuldigen, wenn man erfährt, daß er trotz des Gebotes seiner lieben Frau am andern Tage, ehe er seine Schritte zur Villa Seidelbast lenkte, am Weißen Bären nicht vorüber konnte. Er mußte eintreten, er mußte sich Mut trinken. Und er tat es.

Als er nach geraumer Zeit den Weißen Bären verließ, um zu Frau von Seidelbast zu gehn, glänzte sein Gesicht rötlich, seine Sprache hatte einen jugendlichen Schwung angenommen, und über seinem ganzen Wesen war eine edle Heiterkeit ausgegossen. Er meldete sich, wurde angenommen und in das Boudoir der gnädigen Frau eingeführt.

Die gnädige Frau saß in leutseltiger Haltung auf ihrem Divan und war, wie immer, nicht recht bei der Sache. Auf ein gnädiges Winken nahm der Direktor sich räuspemd auf einem äußerst gebrechlichen Stuhle ihr gegenüber Platz. Er räusperte sich abermals, weil er nicht recht wußte, wie anfangen, neigte sein rosiges, lächelndes Gesicht und schlug mit den Fingern auf dem Deckel seines Zylinderhutes

einen eleganten Triller. Sehr liebenswürdig von Ihnen, gnädige Frau, sagte er, wirklich äußerst liebenswürdig. Un—ungeheuer liebenswürdig. Sie gestatten wohl, daß ich meinen Hut auf den Boden setze.

Womit kann ich dienen? fragte Frau von Seidelbast.

Ich komme, erwiderte Krebs, das heißt, ich bin gekommen im Dienste der Kunst, das will sagen im Dienste des Universums. Denn wieso? Die Kunst ist die Seele des Universums, und der Künstler ist der Prie — der Priester im Heiligtum der Töne. Die Schule und überhaupt das Strafgesetzbuch sind die Erzieher des Menschengeschlechts, aber die höhere Bildung besteht in der Kunst. Glauben Sie mir, gnädige Frau, die Sittlichkeit in Neusiedel würde höher dastehn, wenn meine Mittwochskonzerte besser besucht würden, und wenn die Stadt für die Stadtkapelle eine höhere Subvention gewährte.

Frau von Seidelbast wiederholte ihre Frage: Aber womit kann ich dienen?

Der Direktor nahm seinen Hut vom Boden wieder auf, schlug abermals einen Triller und sagte: Sehr liebenswürdig, gnädige Frau. Ich wollte fragen, gnädige Frau, ob das Gerücht auf Wahrheit beruhe, daß die Theatergesellschaft daran denke, zu der Aufführung des Siegfried die Färstlichen heranzuziehen.

Färstlichen?

Ja, die Fährhäuser Kapelle, die allemal bestellt wird, wenn hier etwas besondres los ist. Aber, gnädige Frau, meine Kapelle ist im Wagner einfach großartig, und sie würde daselbe leisten wie die Fährhäuser, wenn ihr hohe Aufgaben gestellt würden, und wenn ihr das Publikum pekuniär entgegenkäme.

Die gnädige Frau erwiderte, daß man über das Orchester noch keine Bestimmung getroffen habe. Was sie selbst angehe, so habe sie daran gedacht, das Gewandhausorchester aus Leipzig heranzuziehen.

Aber haben Sie auch daran gedacht, rief Krebs mit dem Tone des Entsetzens, was das Gewandhausorchester kosten würde, wo der erste Klarinettist einen höhern Gehalt bezieht als wo anders der Direktor? Gnädige Frau, Sie können viel Geld sparen. Ich und meine Künstler machen das viel billiger. Gnädige Frau, ich wende mich an Ihre Einsicht. Sie haben in der Theatergesellschaft die erste Stelle, und Sie verstehen den Wert einer künstlerischen Leistung zu würdigen. In die Hand einer Frau wie Sie, gnädige Frau, lege ich getrost meine künstlerische Reputation. Ich bin gewiß, daß Sie das Rechte treffen werden.

Diese Rede machte Eindruck. Wenn man jemand besondere Einsicht zuschreibt, macht man immer Eindruck.

Ich würde nicht beanspruchen, fuhr Krebs fort, die Leitung zu übernehmen, obwohl hm! aber meinen Platz am ersten Geigerpulte würde ich beanspruchen. Und an Honorar für die Kapelle pro Probe hundert Mark und für die Aufführung dreihundert Mark.

Diese Forderung kam ihm selber hoch vor, aber Frau von Seidelbast erhob keinen Widerspruch. Sie wolle die Sache erwägen, sagte sie. Sich die Erklärung, daß sie das Stadtorchester unter allen Umständen wählen werde, schriftlich geben zu lassen, was ihm seine Frau eingeschärft hatte, wagte der Direktor denn doch nicht. Er erhob sich, dienernte, fand die gnädige Frau noch mehrmals äußerst liebenswürdig und zog ab.

Als er zu Hause angekommen war, setzte er sich in die bewußte Sofaecke, nahm den Zylinderhut vom Kopfe und schlug auf seinem Deckel einen kunstvollen Triller. Die Sache macht sich, Alte, sagte er. So gut wie entschieden.

Gast du es schriftlich? fragte die liebe Frau.

Nein.

Haben Sie dich zum Dirigenten gemacht?

N—nein.

Frau Direktor fügte kein Wort hinzu, sondern wandte sich in stummer Betrachtung ab.

Frau von Seidelbast trug nun wirklich dem Verein usw. den Gedanken vor, Krebs und die Neusiedler Stadtkapelle zur Aufführung heranzuziehen. Krebs sei ein gebildeter und einsichtsvoller Mann, der ihr sehr wohl gefallen habe.

Ja, gnädige Frau, fragte Herr Neugebauer, haben Sie denn diese Kapelle schon einmal gehört?

Frau von Seidelbast war noch nie in den Mittwochskonzerten gewesen.

Kein Gedanke, rief General von Kämpfer, diesen betrunkenen Strolch und seine jammervolle Rotte zu nehmen — kein Gedanke daran.

Frau von Seidelbast fühlte sich durch die fortwährenden Einwendungen, die ihr gemacht wurden, gekränkt. Sie hätte am liebsten das Projekt aufgegeben, aber sie fühlte sich verpflichtet, sie betrachtete es als eine Lebensaufgabe, das Bayreuther Vorbild nach Neusiedel zu übertragen und das, was man dort im großen und aus dem vollen darstelle, im kleinen und nach Maßgabe der vorhandenen Mittel nachzubilden. Sie dachte abermals an das Gewandhausorchester, schrieb auch darum Briefe, aber die Sache scheiterte an den unerschwinglichen Kosten, und das Ende war, daß man die „Färstlichen“, das heißt die Truhäuser Kapelle mit angemessener Verstärkung engagierte.

Der Theaterjundus war ja so ziemlich vorhanden. Aber Fasner, der Pappdrache, den man leihweise von auswärts hatte kommen lassen —! Frau von Seidelbast war entsetzt, als er schwankend und auf quietschenden Rädern auf die Bühne geschoben wurde. Sie fühlte einen körperlichen Schmerz, als sie diese Profanierung ihrer höchsten Ideale sah. Sie hätte das Untier am liebsten auf die Straße geworfen, wenn nur ein Ersatz möglich gewesen wäre. Auch der Feuerzauber, die Schmiede und der Amboss und das Waldweben entsprachen keineswegs dem, was man von einer Musteraufführung verlangen durfte. Sie wollte das alles anders haben und sprach so lange auf den alten Baurat, der gepreßt worden war, bei der Inszenierung zu helfen, los, bis diesem der Geduldssaden riß, und er erklärte: Wenn Sie mit nichts zufrieden sind, gnädige Frau, dann machen Sie bitte Ihre Sache allein — und davonging.

So fiel nun auch dies noch auf die Schultern der Frau von Seidelbast. Sie seufzte tief auf, sie war in dieser Zeit mehr im Theater und unterwegs als zu Hause, aber sie setzte mit weiblicher Zähigkeit ihre Ideen durch und überwand alle Schwierigkeiten, wobei freilich an die Kosten nicht gedacht werden konnte. Mein Gott, man befand sich doch sozusagen im Kriegszustande, und da wird auch nicht gefragt, was jeder Schuß kostet.

Währenddessen hielt Meister Krebs an seinem Stammtische im Weißen Bären flammende Reden über schändlichen Wortbruch und Verkennung des wahren Verdienstes und prophezeite dem Siegfriedunternehmen ein glänzendes Fiasko. Denn anders könne es nicht kommen bei einer Aufführung, zu der alles, auch das Orchester, zusammengepumpt sei, und bei der eine so alberne Person wie Wahnfriedchen das Zepter führe. Und um zu zeigen, was das Stadtorchester leiste, veranstaltete er einen Mittwoch-Wagner-Abend, an dem der Einzug der Gäste in die Wartburg, der liebe Abendstern und andre schöne „Piecen“ zu Gehör gebracht wurden und Münchner Bier das Glas zwanzig Pfennige kostete.

Und der Direktor, der den Proben der Siegfriedaufführung im Dunkel seiner Direktionsloge beiwohnte, machte die Miene des triumphierenden Bösewichts, wenn

es nicht klappen wollte, und die Leute auf der Bühne mit den Köpfen zusammenstießen. Und mißgünstige Seelen, Menschen ohne Schwung und Ideal brachten ihre Zweifel und Bedenken ins Tageblatt, worauf der Herr General mit Schärfe und Verachtung antwortete. Als aber das Tageblatt die Erwiderung nicht aufnehmen wollte, entstand zwischen der Gesellschaft zur Pflege usw. und der Redaktion des Tageblattes ein Zerwürfniß, das sich beinahe zu einem Zerwürfniße innerhalb der Gesellschaft ausgewachsen hätte. Der Herr General wollte nichts davon wissen, daß einem Menschen wie diesem Tageblattbesitzer ein Freibillet gegeben werde, und nur mit Mühe setzte ganz zuletzt der Baurat das Freibillet durch. Das Tageblatt aber lehnte es, in seiner journalistischen Ehre gekränkt, ab, von der Siegfriedaufführung Notiz zu nehmen, und so wären der Gesellschaft zur Pflege usw. die Beziehungen zur Presse beinahe verloren gegangen.

Aber während sich das Tageblatt nach dem Urteil der Gesellschaft in einer Weise benahm, für die der Ausdruck fehlte, kamen sich der Kreisforrespondent und Frau von Seidelbast auf halbem Wege entgegen. Lappensnider hatte weltchmerzliche Gedanken. Denn einerseits empfand er die Zumutung, in der Druckerei helfen zu sollen, als Entwürdigung. Andererseits hatte er Hunger, von dem Zustande seiner Garderobe ganz zu schweigen. Denn der Gehalt, den er vom Kreisforrespondenten bezog, war allerdings zu wenig zum Leben und zu viel zum Sterben. Da trat der Besitzer dieses Kreisforrespondenten, Herr Männelmann, in den Arbeitsraum, die neueste Nummer des Tageblattes in der Hand haltend, und sagte: Lappensnider, Sie werden einen Aufsatz über — er blickte in das Tageblatt — über die Siegfriedtrilogie schreiben.

Lappensnider blickte verdrossen von seiner Arbeit auf.

Aber kein Geschmuse, bitt'ch mir aus, fuhr Männelmann fort, sondern was Ordentliches. Tatsachen, und elegant und scharf. Und dem Tageblatt was auf die Pfoten gegeben. Bitt'ch mir aus. Wofür zahle ich Ihnen denn das unmenschliche Geld.

Lappensnider antwortete immer noch nicht, sondern begnügte sich damit, seinem Chef und Tyrannen einen feindseligen Blick zuzuwerfen. Männelmann ging, und der Weltchmerz Lappensniders steigerte sich. Denn einesteils war er über die Behandlung, die er sich von diesem Menschen gefallen lassen mußte, empört, und andernteils mußte er sich sagen, daß er von der „Siegfriedtrilogie“ keine Spur einer Ahnung hatte.

Da brachte der Lausbursche unter andern geschäftlichen Sachen ein rosafarbn'es Briefchen, das er behutsam mit seinen von Druckerschwärze gefärbten Fingern öffnete. Frau von Seidelbast, von Herrn Dombibliothekar Mückeberg auf Lappensnider als auf einen hervorragenden Vertreter der Presse aufmerksam gemacht, hat zu dann und dann um eine Unterredung. Großartig. Lappensnider überfah die Lage mit einem Blicke. Frau von Seidelbast wollte die Presse beeinflussen. Warum nicht? Die Presse ist ja dazu da, sich beeinflussen zu lassen. Er war natürlich bereit, hinzugehn und sich Instruktionen über die Siegfriedtrilogie zu holen. Aber seine Kleidung war nicht gesellschaftsfähig. Lappensnider wusch sich die Hände und begab sich in das Kontor zu Herrn Männelmann. Dort warf er den Brief wie eine Sache, die kaum des Erwähnens wert ist, auf den Tisch. Lesen Sie, sagte er mit einer eleganten Handbewegung. Sie werden finden, daß das Feuilleton des Kreisforrespondenten Aufsehen erregt. Sie werden finden, daß dieses Feuilleton den Kreisforrespondenten auf eine bisher noch nicht innegehabte Höhe erhebt. Man zieht in der höchsten Gesellschaft der Stadt den Redakteur dieses Feuilletons in seine Kreise. Aber dies hat zu Folge, daß man repräsentationsfähig auftreten muß. Man

muß seine Garderobe der höhern Stellung anpassen. Ich bitte um fünfundzwanzig Mark Vorschuß.

Was? schrie Männelmann so entsetzt, als wenn man ihm zugemutet hätte, sich auf eine Dynamitpatrone zu setzen und sich in die Luft zu schießen. Vorschuß? Herr, sie sind verrückt?

Er gab auch wirklich keinen Vorschuß, borgte aber einiges von seiner eignen Garderobe, um seinem Redakteur die Möglichkeit zu geben, das Blatt würdig zu vertreten. Und so zog Lappensnider in etwas gemischter Tracht, aber wohl gewaschen und leidlich gesellschaftsfähig zu Frau von Seidelbast. Bald darauf saß er auf demselben Stühlchen, auf dem Krebs gegessen hatte, der gnädigen Frau gegenüber.

Die gnädige Frau hatte Migräne. Aber die Pflicht forderte es, die heilige Sache verlangte es gebieterisch, daß sie ihre Person opfere. Sie gab also in vornehmer und gedankenvoller Haltung dem Herrn von der Presse Audienz und sagte feufzend: Ich habe Sie gebeten, zu mir zu kommen, um zu überlegen, in welcher Weise wir das deutsche Volk für die Aufgabe interessieren können, durch ihn, den großen Meister erzogen zu werden. Wir beabsichtigen in Neufiedel Bayreuther Tage zu veranstalten und durch dieselben das Verständnis Wagners zu erschließen. Verstehen Sie wohl, mein Herr, man lernt Wagner nicht kennen durch Darstellungen minderwertiger Art, sondern nur durch solche, die den Absichten des Meisters voll gerecht werden. Kennen Sie Siegfried?

Natürlich, gnädige Frau, erwiderte Lappensnider, „Jung-Siegfried war ein stolzer Knab, sah auf die Schläffer all herab“.

Sie haben recht, sagte Frau von Seidelbast wehleidig. Er ist der jugendliche Held, der Traum der freudig schaffenden Natur. Er ist die Idee selbst in der naiven Entfaltung ihrer Unbewußtheit.

Lappensnider machte eine philosophische Miene, die sein tiefes Verständnis andeuten sollte, und Frau von Seidelbast fuhr fort: Zu diesem Verständnisse muß das Volk vorbereitet werden, und das ist die Sache der Presse, das ist Ihre Sache, mein Herr.

Aber ganz gewiß, rief Lappensnider. Und es soll mir eine Ehre sein, als Herold dieser siegfriedlichen Idee in die Schranken zu treten. Gnädige Frau, ich bin ein freier Künstler. Ich betrachte es als meine Künstlerpflicht, unbeeinflusst von Strömungen und Parteien und nur der Stimme des eignen Gewissens gehorchend, meines Amtes zu warten. Aber das schließt nicht den Wunsch aus, zu erfahren, in welcher Weise Sie die Veröffentlichung Ihrer Absichten wünschen.

Aber mein Gott, sagte die gnädige Frau, das ist doch Ihre Sache.

Ganz recht, meinte Lappensnider, die Presse wird aus sich heraus für alles Gute, Edle und Schöne eintreten. Aber das Material, die Unterlagen — dieser Siegfried also — er ist, wie Sie sagten, die Verkörperung der Idee in der naiven Entfaltung ihrer Unbewußtheit.

O, Sie sollten es sehen, rief Frau von Seidelbast, ihrer Migräne nicht achtend, wie Alfred Rohrschach diese Lichtgestalt verkörpert. Dieser Adel, diese jugendliche Kraft, wenn er sein Schwert schmiedet und den Drachen erschlägt, diese Prophetengestalt, wenn er mit kundigem Ohr die Uröne des Weltgrundes vernimmt.

Dieser Siegfried also — aber es war mit aller Reporterzähigkeit nicht möglich, aus der gnädigen Frau herauszuholen, was er zu seinem Siegfriedartikel, der nicht Geschmuse, sondern Tatsächliches enthalten sollte, brauchte. Die gnädige Frau kam auf ihre Jugend zu sprechen, auf Wahnsfried, auf ihre Empfindungen beim

Tode des großen Meisters und auf ihre Aufgabe, ihrem Meister, Richard Wagner, dem Erzieher, durch Bayreuther Tage ein Denkmal zu setzen.

Lappensünder hatte seine Brieftasche herausgezogen und notierte. Zugleich sah er sich in der Stube um, und da lag ein Buch, das einen Goldtitel trug, von dem er das Wort Trilogie lesen konnte. Das wars, was er brauchen konnte. Als er nach gemessener Zeit die Villa Seidelbast verließ, trug er besagtes Buch unter dem Arme und dazu auch ein Honorar in der Tasche, das ihn ganz besonders erfreute, weil es ihn in den Stand setzte, etwas für seinen äußern Menschen zu tun. Nur erst einen anständigen Rock auf den Knochen, sagte er zu sich mit innerer Befriedigung, und das andre macht sich schon.

Nach einigen Tagen begann im Kreis-korrespondenten eine Reihe von Aufsätzen aus „fachverständiger Feder“, wie die Redaktion hinzusetzte, über Wagner, Wagnersche Kunst im allgemeinen, Siegfried im besondern und die Bayreuther Tage im ganz besondern. Der Stil war glänzend, die Gedanken waren tief und philosophisch. In vorwurfsvollem Tone wurde der Bürgerschaft vorgehalten, daß man viel zu wenig von Wagner wisse, der bekanntlich der Präzeptor Germanität sei. Dagegen wurde die Erwartung ausgesprochen, man werde diesem Mangel abhelfen, da dazu jetzt Gelegenheit gegeben werde. Und wenn sich nun eine edle Dame an die Spitze derer stelle, die Neusiedel in den Kreis der Kunststädte einführen wollen, so fordere es die Selbstachtung, nicht zurückzustehn, sondern in Gestalt von einem oder mehreren Theaterbillets ganz und voll für die gute Sache einzutreten. Hierauf folgte eine musikgeschichtlich-ästhetische Erörterung, die jedenfalls dem bewußten Buche entnommen war.

Als bereits der dritte Artikel über diesen Gegenstand erschienen war — Lappensünder hatte inzwischen abermals und mit pekuniärem Erfolge mit Frau von Seidelbast konferiert —, sagte der alte Brömmel, das Faktotum in dem Geschäfte des Besitzers des Tageblattes, zu diesem: Herr Spohnnagel, mir missen, hol's der Teibel, was über Siegfrieden bringen. Der Korrespondent macht uns ja reene alle.

Der Besitzer des Tageblattes wollte nichts davon hören, denn seine journalistische Ehre war durch die Nichtgewährung eines Freibilletts empfindlich getränkt. Es war ja unangenehm, daß der Korrespondent aus der Differenz mit dem Theaterverein Nutzen zog —

Alserst sadal is es Sie, sagte der alte Brömmel. Im Birgergassino hamses Dageblatt gar nich sähn wolln.

Herr Spohnnagel raufte sich seine Haare und wußte nicht, was tun. Aber da war ja ein Gesandter aus dem Leserkreise. Man konnte das „Gesandte“ wegstreichen und eine redaktionelle Bemerkung anknüpfen. Das verpflichtete zu gar nichts und hatte dieselbe Wirkung wie ein redaktioneller Hinweis. Dafür entschied man sich.

Diesem doppelten Ansturm konnte das werthe Neusiedler Publikum nicht standhalten. Es ließ sich belehren, antreiben, begeistern, und am Tage der Aufführung war das Theater bis auf den letzten Platz besetzt. Der Bayreuther Tag, den man dadurch markierte, daß man ein paar Kränze an die Galeriebrüstung hängte und die Büste Wagners im Foyer neben die Kumpelmanns stellte, verlief glänzend. Die Sänger waren großartig. Sie sangen, bis sie überhaupt nicht mehr konnten. Und das Orchester übertraf sich selbst. In der Tat hatten die Künstler Wunder der Ausdauer und musikalischen Sicherheit getan und in zwei Proben das Drama auf die Beine gebracht. Und der Musikdirigent hatte unmenschliches geleistet. Er hatte die Arme fast aus den Schultergelenken herausgeschleudert und den Kopf

fast abgeknickt. Ein Wunder, daß sich sein Chemisett nicht in seine Bestandteile aufgelöst hatte. Und wenn die Freunde des Unternehmens auch hier und da die Augen zukneifen mußten wie der Maler, wenn er über gewisse störende Details seines Bildes hinwegsehen will, einer konnte es vertragen, mit vollem Auge gesehen und mit vollem Ohr gehört zu werden — Er! Alfred Rohrschach! Großartig! Himmlisch!

Eine ganz besondere Wirkung übte aber die Aufführung auf das Seidelbastische Haus aus. Daß der Herr Geheimrat hinfällig und schwach war, kam hierbei weniger in Betracht. Es war ja der gnädigen Frau schwer, zu ihren häuslichen Sorgen auch die öffentliche Last der Bewirtung und Verherrlichung Alfred Rohrschachs auf sich zu nehmen. Mein Gott, aber vor den großen Sorgen um die Ideale der Menschheit, vor den großen Pflichten um die Erziehung des Menschengeschlechtes müssen die kleinen häuslichen Sorgen und Pflichten zurückstehen — nicht wahr? Und der alte Herr, der sehr schwer hörte, hätte doch nichts davon gehabt, auch wenn er gesund gewesen wäre. Man hatte gehofft, den großen Künstler eine Woche beherbergen zu können, und der Name Rohrschach beherrschte das ganze Haus vom Dach bis zum Keller. Sekt. Natürlich Sekt. Ein Rohrschach trinkt nur Sekt. Kaviar — fast nicht zu bezahlen, aber er mußte auch angeschafft werden. Und ein neues Waschbecken und neue Handtücher. Und ein Frottiertuch. Und eine hermetische Absperrung des Schlafzimmers gegen alle Geräusche. Schließlich kam Alfred Rohrschach nur zwei Tage und logierte im Hotel. Nicht ohne Mühe hatte es Frau von Seidelbast erreicht, daß ihr der Künstler am Tage nach der Aufführung ein paar Stunden schenkte. Aber diese Stunden sollten auch voll ausgenützt werden. Ein Festessen, zu dem die Freunde eingeladen wurden, sollte die Krone bilden.

Kinder, sagte Hunding, doch so, daß es Mama nicht hören könnte, macht euch doch mit euerm Heldentenor nicht lächerlich. Für Tote Traueroden singen ist nicht erquicklich, aber mit so einem Heldentenor bei lebendigem Leibe Gözendienst treiben, Kinder, das ist mindestens geschmacklos.

Wer treibt Gözendienst? fragte Hilda. Ich doch nicht.

Na! na! erwiderte Hunding. Und von Musik, und von Wagnerscher Musik versteht ihr alle nichts, Mama am allerwenigsten.

Hunding, sagte Hilda lachend, du bist ein Kamel, aber kein geniales.

Hilda hatte den Verdacht, daß sie Gözendienst treibe, lachend abgewiesen; aber auch ihr sollte ihre Stunde schlagen. Als sich am Abend der Vorstellung der Vorhang der Bühne schloß, saß sie mit brennenden Wangen und geistesabwesend in ihrerloge wie einer, der eine Erscheinung aus einer überirdischen Welt gehabt hat. Und das war auch der Fall gewesen. Siegfried! Dieser Siegfried! Diese blühende, jugendliche Schönheit, dieses Schreiten und Tun, dieser Klang, diese Stimme, frei und schmetternd wie der Vogel singt! Hoho! hahei! schmiede, mein Hammer, ein hartes Schwert. Hoho! hahei! Freilich war er — hm — mit einem Wolfsfelle etwas dürrig bekleidet. Aber wenn das damals so Mode war, durfte man ihm doch keine Eskarpins anziehen. — Ach, es war unsäglich schön gewesen. Hilda war zumute, als wenn sie die Welt bisher durch einen Schleier gesehen hätte, und als wenn dieser Schleier nun gefallen wäre. Ja das war Kunst, das war ein Künstler, das war der Halbgott, von dem sie geträumt hatte.

Siehst du, Hilda, sagte Hunding, der wohl merkte, was in der Seele seiner Schwester vorging, jetzt bist du auch meschugge.

Hilda, in ihren heiligsten Gefühlen verletzt, lachte nicht wie am Tage vorher, sondern wandte sich schweigend und mit Tränen in den Augen ab.

Da, wie wir wissen, das Festessen erst am Tage nach der Aufführung stattfand, und die andern Künstler inzwischen abgereist waren, war es glücklicherweise nicht nötig gewesen, sie einzuladen. Man war also im engsten Kreise, und des Kreises Mittelpunkt war er, Alfred Rohrschach. Das ganze Haus war hell erleuchtet und in Bewegung. In der Küche waltete die Kochfrau, umgeben von so viel helfenden Personen, daß man sich kaum umdrehen konnte. Im Speisesaale baute ein Tafeldeckel auf, was das Haus an Kostbarkeiten hatte, Fräulein Binz schaute in alle Ecken, ob auch alles in Ordnung sei, und Frau von Seidelbast saß auf ihrem Sofa hinter dem runden Tisch. Sie hatte in Erfahrung gebracht, daß Alfred Rohrschach den Sekt der Marke Goldberg bevorzuge, und es Fräulein Binz auf die Seele gebunden, daß „Er“ nichts andres zu trinken bekomme als Goldberg.

Die Getreuen, die man eine halbe Stunde früher geladen hatte, als die Ankunft Rohrschachs zu erwarten war, waren alle da. Auch Onkel Philipp. Onkel Philipp und die beiden Söhne des Hauses saßen in besagter Zone und beobachteten von da aus die Gesellschaft. Hilda, die sich besonders sorgfältig gekleidet hatte und reizend aussah, hielt sich fern.

Endlich nach langem Warten, und nachdem von draußen verheißungsvolle Geräusche erklingen waren, tat sich die Tür auf, und da war er, der gottbegnadete Künstler. Hilda griff unwillkürlich nach einer Stuhllehne. „Er“ küßte der gnädigen Frau die Hand und verbeugte sich wie vom Podium aus nach allen Seiten. Dann folgte die Vorstellung, und dann nötigte man ihn mit einer Dringlichkeit zu Stuhle, als wenn er sich von einer unerhörten Anstrengung erholen müsse. Darauf wurde sein Stuhl von den Allergetreuesten belagert. Rechts saß Frau von Seidelbast, links Frau Generalin von Rämpfer, Excellenz, und hinten stand Fräulein Binz mit einer Flasche Goldberg und Johann mit Gläsern. Und von allen Seiten feierte man den Sänger des Siegfried. Und der Sänger ließ sich feiern und entwickelte eine große, ungeheuer große Liebenswürdigkeit.

Hilda betrachtete aus der Ferne ihren Halbgott. Eigentlich glich er heute weniger einem Halbgott als gestern. Er trug sehr moderne Kleider, von denen man nicht behaupten kann, daß sie auf Götter zugeschnitten seien, eine Weste, die eigentlich nur Ausschnitt war, einen Kragen, der noch höher war als der Onkel Philipps, und sogar einen Kneifer drückte er sich auf die Nase. Er sah lange nicht so jung und rosig aus wie gestern, sondern, offen gestanden, etwas gelb und faltig. Aber wenn auch, der Halbgott war er doch. Zog nicht auch Woban, der Wandrer, von Hut und Mantel verhüllt, durch die Welt und blieb doch ein Gott? So blieb auch er der Halbgott, wenn er auch, sich selbst verhüllend, Gesellschaftszug trug. Und die Stimme war ja dieselbe. Die tönende Stimme, die von Herzen kommt und Herzen gewinnt: hoho! hahai! Und wie lieb er war, wie freundlich gegen jedermann, und wie geduldig er die Huldigungen, mit denen man ihn überschüttete, anhörte! Ach, wie gern wäre sie zu ihm geeilt und hätte ihm zugerufen: Du, du bist es, der mir das lichte Tor der Kunst geöffnet hat, jetzt weiß ich, was Kunst ist.

(Fortsetzung folgt)

